

Neuproletarier?

Als vor sechs Jahren unser Volk hinauszog, Haus und Hof, Weib und Kind zu schirmen und zu schützen, da ging es wie ein Herzschlag durch das ganze Volk, da reichte sich rechts und links die Bruderhand, da schmolz die Feuerglut der Augustsonne 1914 alle Unterschiede von Stand und Klasse weg. Da war — so fühlten es alle und nicht zuletzt die Proletarier selbst — das Proletariat verschwunden, von innen, aus den Tiefen der Volksseele selbst heraus, überwunden. Denn was heißt es anders, wenn das kommunistische Manifest einst schrieb: „Der Arbeiter hat kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben.“ Und wenn jetzt einer der Männer vom August 1914 schreibt: „Wir hatten plötzlich, aus tiefster Not und höchster Gefahr geboren, ein deutsches Vaterland! Und dieses Vaterland hatte uns . . .“ (Hänsch). Der vaterlandslose Geselle, der Proletarier, war Volksgenosse, richtig verstandener Bürger geworden.

Die Vorbedingungen dazu waren nicht umsonst in der Stille gewachsen. Was sollte etwa 1914 noch in deutschen Gauen die Schilderung des Proletariats, wie sie das kommunistische Manifest entwirft: „Der Proletarier ist eigentumslos; sein Verhältnis zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn ebenso viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken“? Der Hochsommer 1914 sah den Proletarier genau so wie den Bürger in fester Entschlossenheit hinausziehen für Weib und Kind, für Haus und Habe, zum Schutze der mannigfachen Werte schaffender, lebenspendender Kraft in der Heimat. Auch er will den Staat schützen, ja hier und dort scheint der neuerwachte, von Vorurteilen befreite Idealismus selbst zu den Hochglütern der Religion freiere und unbefangene Stellung gewinnen zu wollen. Das alles war schon vor dem Kriege da oder doch im Reifen.

Aber der Haß hatte den Proletarier blind gemacht gegen alles, was er selbst schon besaß und erworben hatte; hatte ihn die Güter der Besitzenden nur zu oft in falschem Lichte, ihre Gesinnung in einseitiger Verzerrung erscheinen lassen. Ob seiner äßenden Kritik vergällte der Handarbeiter sich selbst die Freude an der Frucht seines eigenen, mühsamen aber stetigen Aufstieges. Die Spuren dieses Hasses auf seinem Antlitz hatten ihn auch gleich einer häßlichen Tätowierung aus der Gemeinschaft der übrigen Volksgenossen ausgesondert und mit dem scheuen Mißtrauen jener belastet.

Da zerriß das Erlebnis des 4. August diesen Schleier der Blindheit und schuf der Wahrheit Licht. Wie Schuppen fiel es von den Augen des Proletariers. „Es war — um ein vielleicht nicht ganz treffendes Bild zu gebrauchen — wie die plötzlich ins Bewußtsein tretende Liebe zwischen lange entfremdeten Eltern und Kindern“ (Hänsch). So konnte man in jenen Wochen guten Mutes sagen: Es gibt kein Proletariat mehr. Das Proletariat war überwunden, hatte sich selbst überwunden. Dieser Sieg war ihm leichter gemacht durch herzliches Entgegenkommen auch der „Bürger“. Die große, gemeinsame Stunde hatte hüben und drüben alte Schranken niedergelegt, die Selbstsucht und Mißtrauen aufgebaut hatten. Verheißungsvoll öffnete sich ein neuer Ausblick für die Geschichte des deutschen Volkes. Der erste Teil der Reifeprüfung für ein neues Deutschland, die frische Überwindung alter, verrosteter Vorurteile und das entschlossene Ergreifen der gemeinsamen Arbeit und Pflicht, war glänzend gelungen. Proletariat und Bürgertum konnten sich eines Sieges ohne Besiegte rühmen, eines Sieges, der beide Teile in neuer, höherer Einheit, im Volksgenossen zusammenschloß.

Glückliche Wochen, in denen alle nur ein Ziel kannten, das Beste des Volkes, da keiner dem andern schon Mißtrauen und Mißgunst entgegenbrachte, nur weil er fein oder derb gekleidet war. Aber als wider Erwarten in hartem Kriegsdienst sich Woche auf Woche, Monat auf Monat, ja Jahr auf Jahr türmte, da fraß sich erst hier und dort, dann immer trennender und drohender eine neue Spaltung in das Volk hinein, in der Heimat wie draußen. Es ist eine Spaltung anderer Art als ehe- dem. Sie zeigt sich nicht mehr in dem einfachen, alten Proletarierverhältnis des Reichen zum Armen, des Besitzlosen zum Nutznießer aller nationalen Güter, des Vaterlandslosen zum Erbpächter von Vaterlandsiebe. Nein. Die äußeren Güter verteilen sich, nimmt man heute trotz vielerlei Schwankungen die Gruppen als Ganzes, gleichmäßiger auf beide Seiten.

Jedes der beiden Lager hat auch seine eigene Vaterlandsliebe, sein eigenes Staatsideal, bereit, dafür zu streiten und zu sterben. Aber in beiden Lagern sammelt sich auch volksmörderischer, klassenkämpferischer Bruderhaß. Gerade er aber war es, der das alte Proletariat erst vergiftete. Sein Wiederaufleben unter neuen Formen gibt uns das Recht, von Neuproletariern zu sprechen. Und dieses Neuproletariertum droht nicht nur das eben von seinem Haß und Wahn befreite Proletariat von ehedem aufs neue zu vergewaltigen, es droht auch die Herren von einst in seinen Bann zu zwingen. Wenn aber zweifache Saat des Hasses unser todwundes Volk bedroht, wie kann es da noch gesunden?

Weite Kreise des Arbeiterstandes, der Angestellten sind von dem wiederauflebenden Klassenkampfgeist ergriffen. Niemand kann es leugnen. Zwar nimmt der Arbeiter in bedeutend weiterem Umfang Anteil an den allgemeinen Volksgütern und dem Volkseinkommen, wenn schon es in Wahrheit eher Trümmer und Schulden sind. Aber selbst dieser Anteil an der Armut ist dem Handarbeiter seit den Tagen des Zusammenbruchs zu oft leider nur unter heftigen Lohnkämpfen, im Ringen mit dem Kapital zugefallen. Auch kann der Arbeiter von heute sich nicht mehr beklagen, daß ihm der Weg nach oben versperrt sei, daß ihm politische Rechte vorenthalten werden. Aber der Weg dahin hat über den 9. November 1918 geführt. Mit ungeduldiger Gewalt hat der Lohnarbeiter an sich gerissen, was das wiedererwachende Mißtrauen der alten Bevorrechteten ihm nicht zu geben wagte. Vergebens hatte die Osterbotschaft 1917 das aufziehende Unwetter noch zu bannen versucht. Mochten manche darin auch noch „unsterbliche Königsworte“ sehen, ja den „Schlußstein der deutschen Sozialreform“ und der „gleichberechtigten Eingliederung des neuen Standes der Arbeiter und Angestellten in die geschichtlich gewordene Gesellschaft“ (Volkverein). Es war schon zu spät. Zulange schon hatte man im Vertrauen auf die Tragkraft der Gefühlswelle des 4. August 1914 versäumt, jener Stimmung durch Taten auch in der Heimat gerechten Ausdruck und damit dauerhafte Gestalt zu geben. Dies Versäumnis wurde noch vermehrt durch die neue Saumseligkeit und die scharfen Widerstände bei der Einlösung der Osterbotschaft selbst. Gewiß war dieser Vorgang längst nicht die einzige Ursache wiedererwachenden Klassenkampfes. Der lange Krieg brachte noch ungezählte andere mit. Aber die Vorgänge, die sich um die Osterbotschaft reihen, sind doch Typen für den steten Niedergang der Auguststimmung. Mit Recht schrieb Prälat Dr. Pieper:

„Die Eingliederung ist ein seelisches Problem.“ Weil es nicht gelungen war, dieses seelische Problem zu lösen, konnten auch die hohen Kriegslöhne, denen ja nur allzubald die Preise folgten, nichts helfen; half schließlich auch der Aufstieg des Arbeiters zur Macht, ja zeitweise zur Übermacht nichts. Vorrechte und Vorteile, im Kampf gegen Volksgenossen errungen, lassen auf beiden Seiten allzu leicht bittere Reime stets neuen Bruderkampfes zurück.

So stehen wir heute wiederum vor dem Problem der Eingliederung des vierten Standes in das Gemeinschaftsleben des Volkes. Freilich ist es jetzt fast ausschließlich ein seelisches geworden. Aus der Arbeiterseele heraus muß deshalb die Lösung kommen, mag sie auch doppelt schwer sein angesichts der seelischen Trümmer und Wirrnisse, die der Fehlschlag der Kriegsjahre mit sich gebracht hat. Einen Weg hierzu weist Pieper in seiner beherzigenwerten Schrift „Von der Arbeiterbewegung zum Arbeiterstande“ (M.-Gladbach 1920), wenn er einleitend schreibt: „Nach der Errichtung des sozialen Volksstaates, der die gleiche soziale und staatsbürgerliche Stellung aller brachte, besagt diese Eingliederung das lebendige Verwachsen der Arbeiter zu einem den älteren Berufsständen ebenbürtigen Arbeiterstande und durch ihn mit der Volksgemeinschaft. . . . Erst wenn eine heute noch nicht vorhandene Gemeinschaftsgefinnung unter den Arbeitern entstanden ist, kann das neue Gemeinschaftsleben erwachsen. Machen kann man es nicht.“ Eingliederung, nicht öde Gleichmacherei muß der Gesichtspunkt sein, unter dem der Arbeiterstand aus sich heraus des Zurücksinkens in Proletariatsstimmung, in den Klassenkampf wieder Herr wird. Sein Stand selbst muß ihm zunächst, wie Pieper so schön sagt: „Lebensgemeinschaft und Schicksalsverbundenheit“ sein, damit es auch die Volksgemeinschaft für ihn werde. Hier liegt eine große Aufgabe für den Arbeiterstand. Wir können sie ihm nicht abnehmen. Aber wir können sie ihm erleichtern.

Zur glücklichen Volksgemeinschaft gehört ja nicht nur ein Stand, bereit zur gemeinsamen Arbeit. Alle Stände müssen sich die Hände reichen. Und wenn auch noch viele, allzu viele Arbeiter mit verschränkten Armen beiseitestehen, auch auf der andern Seite, bei den Besitzenden wie den Geistesarbeitern, fehlt es nicht minder weit hin an der rechten und echten Gemeinschaftsgefinnung. Manch alte Wolke des Vorurteils und Mißtrauens zog bald nach dem reinigenden Augustwetter von 1914 wieder herauf. Ja nur zu oft hatte sich in den folgenden Jahren nicht immer ohne Schuld der Kreise von Besitz und Bildung im Feld wie in der Heimat die Klassenfremdheit von früher gerade in diesen Kreisen noch verstärkt.

Nach den Novemberereignissen 1918 aber drohte diese Klassenfremdheit mehr als einmal selbst in Klassenhaß umzuschlagen. Weite Kreise des Bürgertums sind so in Gefahr, nicht nur äußerlich, nein, was noch viel verderblicher ist, seelisch in Proletarierehend herabzusinken.

Wir hörten schon, wie das alte Proletariat, was man ihm nicht gutwillig gab, selbst mit Gewalt sich erzwang. Es setzte sich als Eindringling ohne die üblichen Formen und ohne weiteres an den reich gedeckten Tisch. Auch ohne jede Aufdringlichkeit und beim besten Willen allerseits hätten sich ja Übergangsbeschwerden einstellen müssen. Die Aufnahme eines neuen Tischgenossen an die gemeinsame Tafel bedeutet Einschränkung für die bisherigen Tafelfreunde. Diese sind nur zu leicht versucht, sich dem Neuling gegenüber kühl zu reservieren und argwöhnisch jede Bewegung zu beobachten. Wehe aber, wenn der Gast gar ungebeten sich eindringt. Alles, was er tut, ist links, verkehrt und baurisch. Es wird ungemütlich. Und je machtloser sich die alte Tischgesellschaft fühlt, um so tiefer frißt sich Groll und Verachtung.

Es läßt sich nicht leugnen, eine solch frostige, unfreundliche Stimmung hat sich in weiten Kreisen des alten Bürgertums gegenüber dem Handarbeiter festgesetzt. Sie gilt nicht nur denen, die tatsächlich mit offener Gewalt die Türen zu den bisher dem Fuß des Proleten verschlossenen Gesellschaftsräumen sprengten, sie gilt auch denen, die durch die nun einmal gesprengten Tore, vor denen sie lange harrend standen, nachdrängten. Ja diese Stimmung findet sich selbst bei solchen, die sehr wohl einsehen, daß die Zeiten der gesellschaftlichen Abgeschlossenheit und Kastenbildung eigentlich vorbei sein sollten, daß eine Neuordnung naturnotwendig sei, die aber in stetem Zögern nie das rechte Wort zur rechten Zeit finden konnten. Es wäre verfehlt, dies Unbehagen nur in einzelnen extremen Kreisen zu suchen. Ungeachtet der Vorboten einer neuen Zeit, die sich schon seit Jahren, ja Jahrzehnten geltend machten, hatte der neue Tag doch noch allzu viele überrascht und aus träumender Vergangenheit jählings in die Gegenwart hineinversetzt. Allzu viele waren und sind innerlich, seelisch nicht vorbereitet auf die große Umwälzung, die sich vor unsern Augen vollzieht.

Wo aber das rechte Verständnis, die Fähigkeit, sich in den Zustand des Nächsten hineinzuversetzen, fehlt, da fehlt nur zu leicht Wärme und Liebe, da stellt sich alsbald Kälte, Abneigung, ja selbst Neid und letztlich Haß ein. Diese Seelenstimmungen des alten Proletariats beginnen hier und dort in den „oberen Klassen“ aufzublizen. So droht ein neuer

Proletarierneid hier zu entstehen. Wie einst der Proletarier jeden Bissen, den ein „Reicher“ mehr oder besser nahm, gleichsam sich und seinen Kindern vorenthalten fühlte; wie er vergaß, daß es sich dabei vielleicht nur um „reiche arme Leute“ handelte, die hinter glänzendem Auftreten häusliche Dürftigkeit verbargen; genau so finden wir heute in den „besseren Ständen“ mehr als einen, der jede Kirsche zählt, die ein Proletariertind in den Mund steckt. Wehe, wenn es gar eine achtlos zur Erde fallen läßt! Man fragt sich nicht, ob die paar Kirschen nicht etwa die einzige Freude des Kindes sind, ob nicht die geistige Armut zu Hause andere Freuden überhaupt nicht kennt oder aufkommen läßt, ja auch nur, ob man denn selbst reicher, glücklicher wäre, wenn jenes Kind, barfuß und in abgetragenen Rock, keine Kirschen essen würde. Neuproletarierneid macht sich geltend, wenn man über den Achtfundentag als über einen Müßiggangstag schilt, während man vielleicht selbst nie länger auf seinem Bureau oder der Amtsstube saß und jahraus jahrein seine Urlaubszeit als eine Selbstverständlichkeit ausnützte. Gewiß kann man sechsstündige Geheimratsarbeit als Schwerarbeit ansehen, aber gilt diese nicht ebenso für sechsstündigen Bergmannsdienst? Früher lief der Geistesarbeiter, der sich zu erholen durchs Feld ging, Gefahr, von den Feldarbeitern als Müßiggänger und Tagdieb gescholten zu werden, so daß es seinem Empfinden die Lust an der freien Natur verfehlte konnte. Heute verkennt und verzerrt so mancher Gebildete das Bedürfnis des einfachen Mannes, auch einmal ein paar Tage auszuspannen, einmal die Wunder der Natur zu sehen, ein paar freie Tage oder Stunden zu haben, wo er, ohne von Übermüdung betäubt zu sein, seinem Geist neue Nahrung bieten kann.

Schlimmer noch, wenn der Neid sich zum Haß verdichtet, wenn nicht nur das Auge verlangend schaut, sondern sich zugleich die Faust ballt. Der Geist des Klassenkampfes, das ist der Geist des Hasses, quillt heute nicht allein mehr von links. Er zerklüftet und zerreißt unser armes Volk mehr denn je. Er will nicht Verständnis und Verstehen. Er rennt sich in eine blinde, blindwütende Leidenschaft hinein. Er unterscheidet und prüft nicht mehr. Die Demagogie feiert Orgien. Der politische Gegner wird zum grimmig gehaßten Feind, gegen den jedes Mittel recht ist. Der Staat, das Reich wird von hüben und drüben genarrt, wie nur wohl dereinst „in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“. Die Bürgerkriege, die unser Volk durchzuckten, haben diesen Geist genährt, ja gezüchtet. So dankbar wir ganz besonders auch unserer studierenden Jungmannschaft sein

müssen, daß sie den inneren Frieden sichern half, so undankbar wäre es gerade ihr gegenüber, wenn wir uns den Gefahren verschließen wollten, die aus diesem Notdienst dem jugendlichen Gemüt besonders drohen und sein Verhältnis zum eigenen Volksgenossen vergiften wollen.

Sammeln sich solcherweise Haß und Neid zunächst auch nur in einigen Zentren und Spitzen an, so legen sich doch von da dichte Nebelschwaden übers ganze Land. Sie rauben den freudigen, sonnigen Ausblick, nehmen das gegenseitige warme Verstehen und Sichkennenlernen und schaffen kühle Zurückgezogenheit in die eigenen vier Mauern und damit kalte Entfremdung. Sie wird dem Volke zum Unheil auch dann, wenn sie sich nicht in giftigem Haß und galligem Neid äußert. Neidsverdrossenheit war früher ein übles Wort von bösem Klang; „Volksverdrossenheit“ entspricht ihm heute für die Stimmung weiter Kreise. Diese Stimmung ist nicht zuletzt in den Reihen derer, die zu Führern des Volkes berufen sind, die heute schon führen müssen — müßten. Wenn sie volksverdrossen sind, wie soll das Volk ihnen Folge leisten? Wie sollen sie gute Hirten sein, wenn die Herde ihnen „über“ ist? Den meisten wohl kaum bewußt, geht so der Geist der Volksverdrossenheit und Entfremdung um und droht die alte soziale Spaltung des Volkes noch zu vertiefen, zu verewigen. Er bessert und hebt die Lage des alten Proletariats nicht. Dieser Geist schafft nur an Stelle des wenigstens hier und dort aufrichtig wohlwollenden alten „Oberstandes“ eine breite neue Unterschicht mit all dem Klassenneid- und -haß, mit all der Unzugänglichkeit und damit Unberührbarkeit des Proletariats von ehedem. An die Seite des alten Proletariats „von Geburt“ tritt so das gebildete Neuproletariat.

Wir haben einen der Gründe dieser beklagenswerten Erscheinung in dem überraschenden, teilweise gewaltsamen Aufstieg des vierten Standes zur Gleichberechtigung kennengelernt. Viele waren durch eigene Schuld und Kurzsichtigkeit darauf nicht vorbereitet. Manche freilich, die einst aufrichtig den Aufstieg des Arbeiterstandes und seine Angliederung in die Gesellschaft gewünscht hatten, sind heute furchtbar enttäuscht. Sie hofften Tischgenossen, Schicksalsgefährten zu finden, und mit Schrecken gewahren sie jetzt, daß die Geladenen sich wohl an die reiche Tafel setzen, aber die zum Gruß gebotene Rechte von sich weisen, gierig nur darauf bedacht, wirkliche und vermeintliche Genüsse, Wohlleben und Herrschen der früheren Reichen und Großen hastig nachzuholen. Diese Kreise vergessen zur gerechten Beurteilung zu sehr, wie schwer dem alten Proletariat der

Aufstieg gemacht wurde, daß nicht Entgegenkommen, sondern Not und Zwang schließlich die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung brachten. Sie vergessen auch, daß die aufdringlichsten, stürmischsten Elemente bei solchen Vorgängen von den Wellen hochgetragen werden, ohne jedoch auf die Dauer diese Stelle halten zu können. Der Glaube an eine große Aufgabe, wie die Eingliederung des vierten Standes, kann durch solche Zwischenfälle wohl geprüft, er darf aber nicht niedergebrochen werden, wenn er wirklich aus tiefer Liebe zum arbeitenden Volke wie zur ganzen Volksgemeinschaft stammte.

Hier scheiden sich die Wege derer, die es ehrlich meinten, von jenen, die nur gedankenlos aus Mode oder noch niedriger stehenden Beweggründen mitgetan hatten. Viele freilich hatten aus ihrer Abneigung gegen den Proletarier nie ein Hehl gemacht. Diesen Kreisen ist es natürlich peinlich, wenn in ihren Sommerfrischen, in ihren Klubs und Bars selbst einfache Arbeiter zu erscheinen wagen. Wenn man unter sich sein will, dann kann man des Sonntags gar nicht mehr diese Stätten des „besseren“ Vergnügens aufsuchen, dazu muß man sich schon einen Arbeitstag nehmen. Von diesen Kreisen Verständnis für die neue Zeit zu erwarten, wäre müßig. Sie werden nur durch die harte Sprache der Wirklichkeit belehrt werden. Wenn Vorkommnisse wie die genannten auch nur enge Kreise treffen, so trifft man die Ausläufer solcher Gesinnung doch überall dort, wo man dem Proletarier von ehemals nur deshalb großt, weil es ihm heute nicht mehr schlechter geht als weiten sog. Mittelstandskreisen, oder besser gesagt, weil es allen so ziemlich gleich schlecht geht. Nur ernstes Eindringen in die wirkliche Lage zahlloser Arbeiterfamilien, nicht bloß der unverheirateten jungen Arbeiter, kann hier aufklärend und ausgleichend wirken. Gewissenhafte Nachprüfung des Verhältnisses der nachgerade berücktigt hohen Löhne zu den notwendigen Ausgaben einer Familie, die nach Gottes Gebot die Kinder nicht scheute und ihnen wenigstens eine Lehre ermöglichen will, wird manche Anklage in sich zusammenstürzen lassen. Vielleicht kommt man sogar zur Einsicht, daß das, was heute fast alle tragen müssen, Einschränkungen und Sorgen ringsum, von den alten Proletariern nur deshalb leichter getragen wird, weil sie es altgewohnt sind.

Freilich, wo bittere Not einzog, wo die eigene oder der Kinder Laufbahn jäh unterbrochen wird, da kann man die Bitterkeit des Herzens, den scheelen Blick zu den neuen Herren des Tages wohl verstehen. Wenn durch die Umwälzungen in Politik und Wirtschaft die eigene Existenz, der

Betrieb oder Beruf bedroht ist, dann können wir nicht erwarten, daß die so Betroffenen mit Freudenjubiläum der neuen Zeit entgegenzueilen. Aber was wir erwarten müssen, das ist, daß sie stark genug seien, die Folgerung aus den Lehren zu ziehen, die sie bisher selbst für den kleinen Mann, wie für alle, die vom Schicksal betroffen wurden, für recht hielten. Wir wollen hier nicht sprechen von den Lehren eben der Wirtschaft, nach der die so Betroffenen meistens rufen. Gerade das freie Spiel der Kräfte, der durch keine äußeren Mächte beengte Aufstieg des einzelnen Tüchtigen auf Kosten seiner Konkurrenten hatte ja zur Voraussetzung, daß dieser Aufstieg sich über den Fall, das Sinken anderer Volksgenossen vollzog. Der Herr von gestern oder der Herrensohn, der es nicht verstand, die errasteten Schätze samt deren Einfluß festzuhalten, mußte heute wieder Diener werden. Das Bild hat sich nur insofern etwas verschoben, daß nicht mehr so sehr einzelne emporzuschellen — die Kriegs- und Revolutionsgewinnler wären hierfür allerdings Beispiel genug — sondern daß große Gruppen, in gewissem Umfang ein ganzer Stand sich hochhebt. Worauf wir an dieser Stelle ganz besonders verweisen wollen, das sind die Lehren des Christentums selbst. Wir dürfen nicht nur dann den Heiland zum König ausrufen wollen, wenn wir satt zu essen bekommen haben, sondern müssen es auch dann tun, wenn seine Lehre hart ist. Wir haben immer bekannt, daß die Lehren des Christentums über den Besitz und dessen Vergänglichkeit, über den Vorzug der übernatürlichen Güter und den wahren Reichtum nicht nur für die Armen, sondern auch für die zur Zeit Besitzenden gelten. Wir haben es immer vertreten, daß der Arme dem Reichen nicht fluchen darf nur deshalb, weil es diesem besser geht. Wird die Wahrheit dieser Lehren heute dadurch geändert, daß sie andere trifft, daß es viele sind, die sie heute zum erstenmal ins Leben umsetzen müssen? Das kann und darf nicht sein. Bleiben wir uns bewußt, daß solche Weltstürme und Weltwehen, wie wir sie erlebt haben, unmöglich ohne die tiefstgehenden Einwirkungen auf die sozialen und die Besitzverhältnisse bleiben können. Bleiben wir uns bewußt, daß die unveränderlichen Sätze christlicher Lebensführung hierbei für die — gewiß — gelten, die durch diese Stürme emporgetragen, aber nicht weniger auch für jene, die unter ihrer Wucht geknickt oder gar zu Boden gebrochen werden.

Das Zurück zu den Grundsätzen des Christentums, zu christlichem Handeln, bedeutet Rettung vor Versinken in Proletarierhaß und Kampf nicht nur für jene, die materiell in Entbehrung, selbst Armut

zurückgeworfen werden. Es liegt darin unzweifelhaft auch eines der stärksten Mittel, die neue Gesellschaft überhaupt zu entproletarisieren, den wiedererwachten Klassenkampfgeist auch des alten, jetzt zu Macht gelangten Proletariats zu brechen. Freilich müssen hierbei jene die Führung übernehmen, die auch heute noch an der Spitze des Wirtschaftslebens und des Besitzes stehen. Wir haben bereits im Augustheft 1920 auf die holländischen katholischen Arbeitgebervereinigungen hingewiesen. Wir tun es hier erneut. Denn es ist gar kein Zweifel, hier muß der Anfang der wahren Klassenversöhnung gemacht werden. Wir müssen wieder katholische Arbeitgeber, nicht nur Arbeiter finden, die es sich offen zum Ziel machen, in ihrem ganzen wirtschaftlichen und geschäftlichen Beginnen sich von den christlichen Grundsätzen der Solidarität aller Volksgenossen leiten zu lassen. Nicht Kampfgewerkschaften der Unternehmer brauchen wir, sondern Unternehmerbünde zur Durchführung christlicher Wirtschaft. Es ist zu bedauern, daß das alte „Arbeiterwohl“, das einst ganz in diesem Sinne arbeitete, sich nicht weiter in dieser Richtung zu einem ausgesprochen katholischen oder doch christlichen Unternehmerverband entwickelte. Hier liegen Wege offen, um tragfähige Brücken über die Volksklüfte zu schlagen. Sind sie zuerst wohl auch mühsam und beschwerlich, auf die Dauer werden sie nicht zu entbehren sein, soll nicht das praktische Christentum von vornherein auf die Kreise des Handels und der Industrie und deren weiten Anhang im Volk verzichten. Gewiß ist es bei einem hochentwickelten Wirtschaftsleben wie dem deutschen nicht möglich, in jugendlichem Sturmwind vorzugehen, werden die Unternehmertreife vorsichtiger und ruhiger an die Probleme herantreten. Aber männliche Umsicht und Klugheit darf nicht in tatenlose Greisenhaftigkeit ausarten, darf nicht zum Deckmantel ungeordneter Besitzliebe werden. Wir können das Wort vom Reichen und dem Himmelreich nicht aus dem Evangelium streichen.

Die Grundlage zum Gemeinschaftsgeist und Gemeinschaftsleben, die Vorbedingung zu wahrhaft herzlicher Annäherung bleibt gegenseitiges Verstehen. Hier liegt ja gerade eine der größten Gefahren der sich breit ausdehnenden Volksverdrossenheit, daß die auseinandergerissenen Volksteile sich noch weniger verstehen, als es selbst bisher war. Die Besitzenden und Gebildeten müssen sich die Mühe nehmen, bevor sie über die Emporkömmlinge und Herren des Umsturzes urteilen, dort hinabzusteigen, von wo jene aufgestiegen sind. Sie müssen hineinschauen in die engen und engsten Wohnräume, in die Höfe ohne Sonnenlicht, in die Herzen ohne

Hoffungsstern. Wie unsagbar schwer ist es, in solchen Verhältnissen inmitten schwerer Arbeit, sobald das zarteste Kindesalter überschritten ist, tagaus tagein zu stehen und dennoch sich und seinen Kindern ein einigermaßen liebewarmes Familienleben zu schaffen. Und selbst wenn es gelingt, trägt es doch meist die rauhen Spuren harter Arbeit an sich. Mit tiefer Beschämung wird der Reiche von solchen Stätten — sei's Proletarier-Elend oder -Unglück — zurückkehren, und er wird nicht mehr ruhig sein, bis er von seinem Überfluß dem geben kann, der nichts hat, bis er, wenigstens soweit es an ihm ist, durch Regelung der Arbeits- und Gewinnbedingungen auch jenen dazu hilft, zu einer ähnlichen häuslichen, behaglichen Heimstatt zu gelangen, wie sie ihm selbst beschieden ist. An jenen Stätten, wenn er sie mit offenem und liebendem Auge besucht, wird ihm nicht zuletzt der Schlüssel werden zu dem Heilandswort: Tut Gutes denen, die euch hassen, und betet für eure Verfolger und Verleumder. Statt Haß wird Liebe der Grundton des Verhältnisses der Volksgenossen untereinander sein. Schmerzerfüllte Liebe dort, wo diese noch auf Kälte und Haß stößt. Aber dieser Schmerz ist hoffnungsverklärt: denn so wenig im Verkehr von Mensch zu Mensch der hingebenden, am Heilandsherzen genährten Liebe auf die Dauer der Sieg versagt bleibt, ebensowenig wird dies im Verkehr von Stand zu Stand sein, wenn nur einer wirklich ganz von dieser Liebe erfüllt wäre¹.

Tiefes, selberlebtes Verstehen ist weiter erforderlich für die Reichen an Geistes- und Bildungsschätzen, wenn sie denen hiervon mitteilen wollen, die bisher nur die Brosamen vom Tische der Wissenschaft und Bildung erhielten. Aus solchem Geist heraus können die unter dem Namen Volkshochschule zusammengefaßten verschiedenen Bestrebungen großen Segen stiften, Schulen, die ähnlich den in diesen Blättern beschriebenen dänischen Volkshochschulen arbeiten. „Das ist eben das Große an diesen Volkserziehern, daß sie groß von allen Söhnen des Volkes denken und möglichst Großes aus möglichst vielen machen wollen“ (A. Meyer, diese Zeitschrift 98 [1920] 365). Schulen, die, wie z. B. die Volkshochschule Reohaus in München, sich solche Ziele gesteckt haben, werden durch die Übermittlung nicht so von Wissen wie von Bildung an die handarbeitenden Volkskreise, echter, vom christlichen Geiste der Gemeinschaft

¹ Vgl. hierzu das treffliche Schriftchen: Answert, Wie ich Baienhelfer wurde. Paderborn, Kirchliche Hilfsstelle.

aller Menschen durchdrungenen Bildung, mit zu den Pionieren beim Aufbau einer Gemeinschaftskultur gehören. Sie tragen das richtige Verständnis für die Werte und Unwerte der heutigen Kultur in die bildungs hungrigen Niederungen. Sie bewahren das Volk davor, im Kampf um Torheiten sich aufzureiben. Sie helfen dem Wachstum einer gediegenen Arbeiterstandeskultur. Aber freilich, auch diese Bildungsarbeit kann nur dann einen Dauererfolg haben, wenn die bisherigen Eigner von Bildung und Besitz sich dieser Güter wahrhaft würdig zeigen.

Mit Recht wies Reichskanzler Fehrenbach darauf hin, daß die Not von heute die gleichen Forderungen an die Geschlossenheit des Volkes stellt, wie jene des August 1914. Aber was uns heute eint, kann und soll nicht mehr nur das Feuer einer hohen Stunde sein, es muß quellen aus der klar erkannten, tief empfundenen sittlichen und religiösen Pflicht, daß wir alle uns verstehen und lieben wie Brüder, und statt Liebe nicht aufs neue kalte Entfremdung und blinder Haß im deutschen Haus aufkommen darf.

Constantin Roppel S. J.